

Der Unvergleichliche

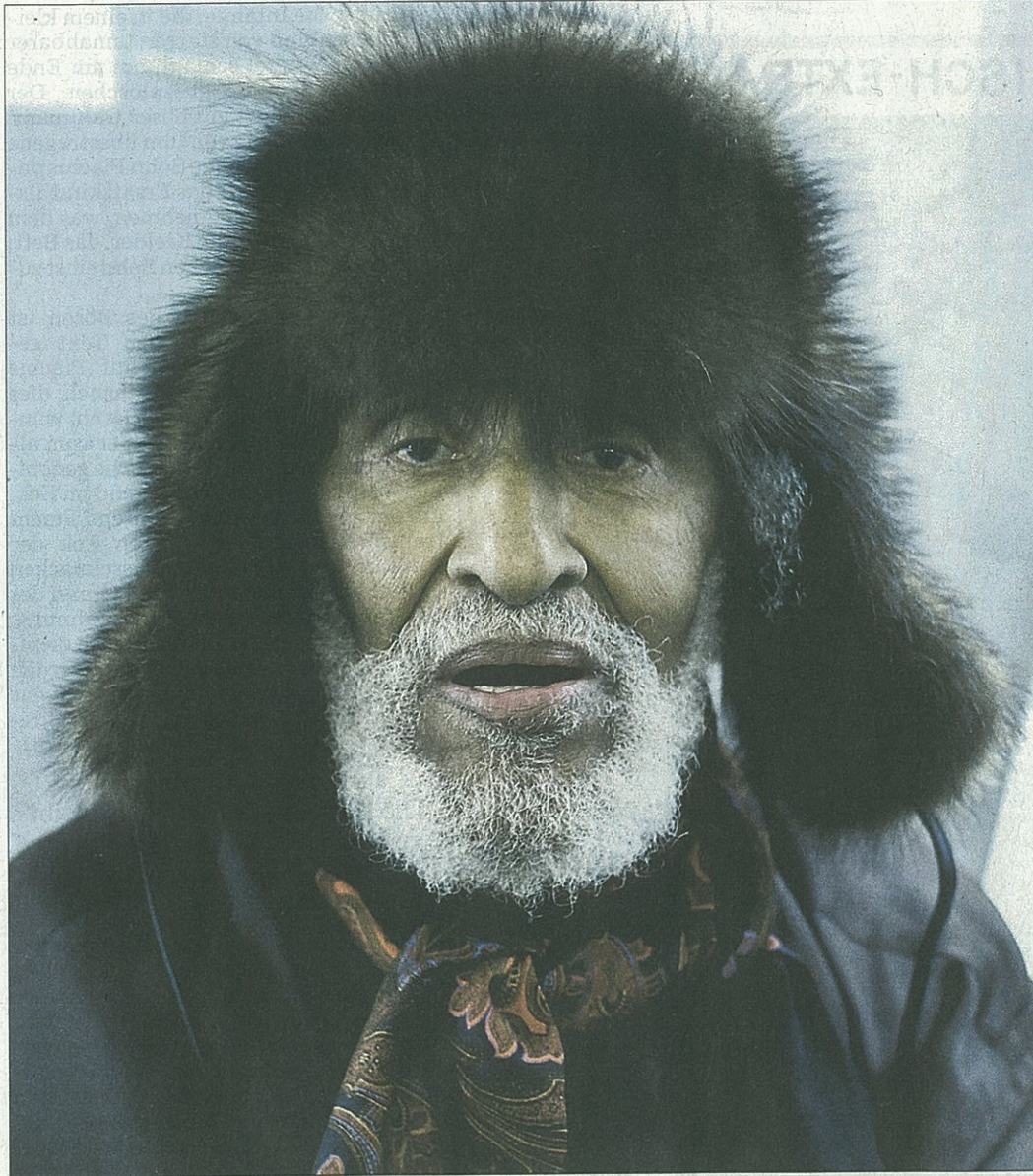
Sonny Rollins gilt als eine der letzten lebenden Legenden des Jazz. In Ludwigshafen bewies er, dass noch mit ihm zu rechnen ist

Das Theater im Pfalzbau in Ludwigshafen war schon ausverkauft, bevor die Tinte auf den Konzertplakaten getrocknet war. Den Gesichtern der Glücklichen, denen es gelungen war, eine Karte zu bekommen, sah man abends vor dem Konzert die Aufregung und Freude darüber an, den unvergleichlichen Sonny Rollins, die lebende Jazz-Legende, noch einmal erleben zu können.

Für das Finale des diesjährigen 13. Enjoy-Jazz-Festivals, das in über achtzig Konzerten an vierundzwanzig Veranstaltungsorten sieben Wochen lang über vierhundert Künstler in der Rhein-Neckar-Region präsentiert hatte, war es gelungen, den Saxofonisten für sein einziges Deutschland-Konzert in diesem Jahr zu gewinnen. Ein paar Tage zuvor war er noch in Budapest bejubelt worden und im Pariser Olympia – es erging ihm also wie im Grunde überall dort, wo heute einer der Überlebenden aus der letzten ganz großen Zeit des Jazz, den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, zu hören ist. Das Konzert in Ludwigshafen war bereits der zwanzigste Auftritt des mittlerweile 81-jährigen in diesem Jahr. Aber so schwer ihm das Gehen inzwischen auch fallen mag: seine Willenskraft, Luzidität und improvisatorische Kunst sind ungebrochen.

Der einst hühnenhafte, fast zwei Meter große, athletisch wirkende und gebildete Mann betrat wie unter einer schweren Last gebückt am Freitagabend als letzter die Bühne. Die Schritte bereiteten ihm sichtlich Mühe. Früher liebte er es, mit seinem Horn über die gesamte Bühne zu laufen, jetzt wirkt sein Gang vom Gitarristen bis zum Kongatrommler wie eine sehr mühsame Bergwanderung. Doch wenn er seine Soli spielte, stand Sonny Rollins kerzengerade da. Aber nicht im berühmten knallroten Hemd wie bei der Verleihung der ‚National Medal of the Arts‘ durch Präsident Obama, sondern ganz in schwarz gekleidet, mit einem langen Seidenhemd. Am Hals baumelte wie ein Talisman die handtellergroße Nachbildung eines Saxofons, an einem breiten roten Tragegurt hing sein altes goldenes Tenorsaxofon der Marke Selmer, das er 1976 gebraucht kaufte und seither spielt.

Nun gehört es zu den Gemeinplätzen dieser Musik, dass die alten Jazzer langsam aussterben würden. Aber der Jazz ist kein seltenes Tier, es gibt heute überall auf der Welt hervorragende Jazzmusiker, und leider wird besonders Sonny Rollins damit gequält, der letzte Überlebende der ersten Garde zu sein. Wenn er kei-



Spielen und Leben. Der einst hühnenhafte, fast zwei Meter große, athletisch wirkende Mann betrat wie unter einer schweren Last gebückt als letzter die Bühne – seine Soli jedoch spielte kerzengerade: Sonny Rollins am Rande seines Auftritts am Freitagabend in Ludwigshafen.

Foto: Tobias Müller

ne Konzerte mehr spielen kann oder will, möchte er endlich seine lang angekündigte Autobiographie schreiben.

Die Jubelrufe des Publikums und der frenetische Applaus nach jedem Stück bedeuten ihm jedoch wenig. Das coole Gesicht hinter der dunklen Brille lächelt nur kurz, wenn sich der Meister gut fühlt, wenn ihm frontal zum Auditorium eine inspirierte Schlusskadenz eingefallen ist. Rollins entscheidet traditionell erst kurz vor einem Auftritt, was er spielen will (dem Satz Charlie Parkers fol-

gend: „Du spielst das, was du an dem Tag erlebt hast!“) und eröffnete den Abend mit der seltenen Ballade „Once In A While“, die sein Freund, der Trompeter Clifford Brown 1954 zwei Jahre vor seinem Unfalltod aufgenommen hatte. Nach dem bewegenden Auftakt schien die kickende Basstrommel des jungen Drummers Kobie Watkins aus Chicago den Anwesenden ein donnerndes „Get up and dance!“ zu bedeuten: „Patanjali“ ist eine bisher unveröffentlichte Eigenkomposition von Rollins, die er derzeit häufig lie-

spielt. Sie ist dem Verfasser der klassischen Yoga-Sutras gewidmet. Bekannt für seine manchmal bizarre Auswahl alter Balladen schreckt Rollins selbst vor „Mona Lisa“ oder „The Moon Of Manakora“ nicht zurück, die für ihn wie für seinen Freund John Coltrane „erinnerte Melodien“ aus Kindheit und Jugend sind. In der großen Eröffnungssequenz, deren dritter Teil eine wunderbare Version von „Serenade“ bildete, war zu bewundern, wie dieser große Virtuose aus kleinen melodischen Splittern unzählige Variatio-

nen entwickelt und mit einem phänomenalen Sinn für Dramaturgie die Spannungsbögen steigen und fallen lässt.

Immer schon bestand eine Diskrepanz zwischen der wechselhaften Form des Plattenkünstlers Rollins und dem charismatischen Live-Performer. Keine CD und keine DVD, kein Clip auf YouTube kann das Klangerlebnis seines Horns im Raum wiedergeben.

In Ludwigshafen bekam man manchmal gegen Ende eines Stückes das Gefühl, ein riesiger alter Ozeandampfer würde mit Getöse in einen Hafen einfahren. Dabei wissen langjährige Rollins-Fans natürlich, dass seine Begleitmusiker fast nie auf der Höhe des Maestros sind – er selbst will es so und es macht wenig Sinn, weiter daran herumzumäkeln. Erst die seit 2008 bei seinem eigenen Plat-

Rollins phänomenaler
Sinn für Dramaturgie
ist ein Erlebnis

tenlabel Doxy erschienenen Livealben „Road Shows Vol. 1 & 2“ zeigen den Koloss umgeben von ebenbürtigen Koryphäen wie Roy Haynes oder Ornette Coleman. Die Soli des Gitarristen Peter Bernstein waren an diesem Abend gekonnt und geschmackvoll, aber nicht mehr. Die Rhythmusgruppe mit Watkins und dem Percussionisten Sammy Figueroa lieferte einen soliden Groove, über dem sich die Soli sehr frei entrollten. Seit 1962 zupft der mittlerweile 79-jährige Bob Cranshaw den Bass, ein sattelfester aber unscheinbarer Musiker, dessen Solo über „In A Sentimental Mood“ zu lang geriet.

Dabei hatte diese große Ellington-Ballade durch ein sonores Intro von Rollins so spannend begonnen. Der 23-jährige Rollins hat es mit dem *Modern Jazz Quartet* übrigen 1953 eingespielt, viel früher als die berühmtere Platte mit Coltrane und Ellington aus dem Jahr 1962.

Am Ende dieses grandiosen Abends schüttelte Rollins noch zwei Asse aus dem Ärmel: eine halb gesungene und halb gespielte Version von „Falling In Love Again“ und als Erinnerung an einen weiteren verstorbenen Freund das mitreißende „D. Cherry“. Aus Rücksicht auf das hohe Alter des Protagonisten gab es nur eine Zugabe. Danach verließ das Publikum so angetört den Saal, als würden ihre Füße zehn Zentimeter über dem Teppichboden schweben.

KARL LIPPEGAUS